



Leseprobe aus Kordon, Die Zeit ist kaputt, ISBN 978-3-407-75796-8

© 2019 Gulliver in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel

[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-75796-8)

isbn=978-3-407-75796-8

Die Anmaßung

Anstelle eines Vorworts

Erich Kästner liebte Vorworte. »Ich bin nicht dafür, daß die Besucher gleich mit der Tür ins Haus fallen«, schreibt er in seinem Erinnerungsbuch *Als ich ein kleiner Junge war*. »Es ist weder für die Besucher gut noch fürs Haus. Und für die Tür auch nicht.«¹

Soll er also das Vorwort für seine Lebensgeschichte selber formulieren. In einem Brief an sich selbst schreibt der Einundvierzigjährige nach sieben Jahren Leben als verbotener Autor:

»Berlin, 19. Januar 1940
in einem Café am Kurfürstendamm

Mein lieber Kästner!

Früher schriebst Du Bücher, damit andere Menschen, Kinder und auch solche Leute, die nicht mehr wachsen, läsen, was Du gut oder schlecht, schön oder abscheulich, zum Lachen oder Weinen fandest. Du glaubtest, Dich nützlich zu machen. Es war ein Irrtum, über den Du heute, ohne daß uns das Herz weh tut, nachsichtig lächelst.

Deine Hoffnungen waren das Lehrgeld, das noch jeder hat zahlen müssen, der vermeinte, die Menschen sehnten sich vorwärts, um weiterzukommen ...

Nun, Du weißt, daß Du im Irrtum warst, als Du bessern wolltest. Du glichst einem Manne, der die Fische im Fluß überreden möchte, doch endlich ans Ufer zu kommen, laufen zu lernen und sich den Vorzügen des Landlebens hinzugeben ...

Der Teufel muß Dich geritten haben, daß Du Deine kostbare Zeit damit vergeudest, der Mitwelt zu erzählen, Kriege seien verwerflich, das Leben habe einen höheren Sinn als etwa den, einander zu ärgern, zu betrügen und den Kragen umzudrehen, und es müsse unsere Aufgabe sein, den kommenden Geschlechtern eine bessere, schönere, vernünftigere und glücklichere Erde zu überantworten! Wie konntest Du nur so dumm und anmaßend sein! Warst Du denn nur deshalb nicht Volksschullehrer geblieben, um es später erst recht zu werden?

Es ist eine Anmaßung, die Welt, und eine Zumutung, die Menschen veredeln zu wollen. Das Quadrat will kein Kreis werden; auch dann nicht, wenn man es davon überzeugen könnte, daß der Kreis die vollkommenere Figur sei. Die Menschen lehnen es seit Jahrtausenden mit Nachdruck ab, sich von uneigennützigen Schwärmern zu Engeln umschulen zu lassen. Sie verwahren sich mit allen Mitteln dagegen. Sie nehmen diesen Engelmachern die Habe, die Freiheit und schließlich das Leben. Nun, das Leben hat man Dir gelassen ...

›Wer die Menschen ändern will, beginne bei sich selbst!‹ lautet ein altes Wort, das aber nur den Anfang einer Wahrheit mitteilt. Wer die Menschen ändern will, der beginne

nicht nur bei sich, sondern er höre auch bei sich selber damit auf!

Mehr wäre hierüber im Augenblick nicht zu schreiben. Der Rest verdient, gelebt zu werden. Versuch es, und sei gewiß, daß Dich meine besten Wünsche begleiten!

Dein unzertrennlicher Freund

Erich Kästner«²

Der sich dies schreibt, ist ein Mann im besten Alter. Er hat einen hoffnungsvollen Anfang hinter sich und wird wenige Jahre später noch einmal von vorn beginnen.

Kindheitsbilder

Die Stadt. Die Straße. Die Eltern. Die Legende.

»Wenn es zutreffen sollte, daß ich nicht nur weiß, was schlimm und häßlich, sondern auch, was schön ist, so verdanke ich diese Gabe dem Glück, in Dresden aufgewachsen zu sein. Ich mußte, was schön ist, nicht erst aus Büchern lernen. Nicht in der Schule und nicht auf der Universität. Ich durfte die Schönheit einatmen wie Försterkinder die Waldluft.«¹

Eine Liebeserklärung des achtundfünfzigjährigen Erich Kästner an die inzwischen kriegszerstörte ehemalige königlich sächsische Haupt- und Residenzstadt, in der er am 23. Februar 1899, morgens gegen vier Uhr, geboren wird. Doch er kommt nicht in der Innenstadt dieser einst als »Elbflorenz« gerühmten Stadt der Künste und Museen zur Welt, sondern im eher grauen Dresdner Ortsteil Neustadt, noch genauer: dicht unterm Dach der Königsbrücker Straße 66. In jener Mansardenwohnung im vierten Stock leben seine Eltern seit vier Jahren; seit sieben Jahren sind sie unglücklich miteinander verheiratet.

Die neunzehnjährige Ida Augustin, mit sechzehn Stubenmädchen, später Gesellschafterin, Vorleserin und Krankenpflegerin einer gelähmten Dame, musste unter die Haube gebracht werden. Ihre im sächsischen Döbeln ver-

heirateten älteren Schwestern Lina und Emma fassten dafür einen jungen Mann aus ihrer Nachbarschaft ins Auge: Emil Kästner, Sattler von Beruf, jung, fleißig, ordentlich, der gerade ein eigenes kleines Handwerkergeschäft anstrebte. Ein idealer Ehemann für ein mittelloses Mädchen, wie die Schwestern fanden. Auf Idas Einwand, dass sie diesen Emil Kästner, der ihr bei Kaffee und Kuchen vorgestellt wurde, doch gar nicht liebe, antworteten die »erfahrenen« Schwestern nur, die Liebe käme schon noch – in der Ehe.

Ida Augustin blieb keine Wahl, wollte sie nicht als alterndes Dienstmädchen enden. Also ließ sie sich am 28. Februar 1892 – und damit fast auf den Tag genau sieben Jahre vor der Geburt ihres Sohnes – mit Emil Kästner verheiraten und zog aus dem Ort Kleinpelsen bei Leisnig, in dem sie geboren und aufgewachsen war, zu ihrem Mann nach Döbeln.

Dort eröffnet das junge Paar schon bald eine eigene Sattlerei. Brieftaschen, Schulranzen, Aktenmappen und Hundeleinen, Sättel, Zaumzeuge, Reitstiefel und Peitschen fertigt Emil Kästner an. Ida führt den Laden. Doch die von ihren Schwestern versprochene Liebe bleibt aus. Im Gegenteil, der biedere Handwerker wird der intelligenten jungen Frau von Tag zu Tag fremder. Und auch der Traum vom eigenen Sattlergeschäft ist bald ausgeträumt.

Der junge Kästner ist ein vorzüglicher Handwerker; was er herstellt, hält lange, seine Produkte werden auf Ausstellungen prämiert. Als Geschäftsmann jedoch ver-

sagt er. Er arbeitet zu seriös, ist zu gewissenhaft. Der niedrige Umsatz deckt die hohen Unkosten nicht. So kann man als Selbstständiger nicht überleben. Schon gar nicht in einer Zeit, über die der Sohn später schreiben wird: »Das Maschinenzeitalter rollte wie ein Panzer über das Handwerk und die Selbständigkeit hinweg. Die Schuhfabriken besiegten die Schuhmacher, die Möbelfabriken die Tischler, die Textilfabrikanten die Weber, die Porzellanfabriken die Töpfer und die Kofferfabriken die Sattler.«²

Was bleibt Emil Kästner da anderes übrig, als dem Zug der Zeit zu folgen und nach Dresden zu ziehen, um sich in einer Kofferfabrik zu verdingen? So kommt das junge Paar in die Mietskaserne in der Königsbrücker Straße 66. Eine bessere Wohnung ist nicht drin, denn der Lohn in Lippolds Kofferfabrik ist gering. Ist so gering, dass Ida Kästner hinzuverdienen muss, um ihr Überleben zu sichern. Also nimmt sie eine Heimarbeit an: Leibbinden nähen; im Stücklohn.

Diese Leibbinden sind derbe, korsettähnliche Leinenbinden für korpulente Frauen. Ida schleppt die vorgefabrizierten Teile in schweren, unförmigen Paketen in den vierten Stock hoch und sitzt dann bis spät in der Nacht an der Nähmaschine und näht die Teile zusammen. »Es war eine Schinderei für ein paar Pfennige. Aber hundert Leibbinden brachten eben doch ein paar Mark ein.«³

Eine schlimme Ausbeutung der menschlichen Arbeitskraft, aber kein besonderes Schicksal: So leben um die Jahrhundertwende viele Arbeiter- und Angestelltenfami-

lien. Dem Sieg Deutschlands im Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 (und der daraus resultierenden Geldschwemme von fünf Milliarden Goldfrancs Kriegsschädigung!) folgte der Durchbruch der industriellen Revolution; in den anschließenden »Gründerjahren« hat sich ein selbstbewusstes Bürgertum entwickelt, das vor der erbarmungslosen Ausbeutung der niederen Klassen nicht zurückschreckt und sogar die Monarchie infrage stellt. Gleichzeitig ist ein Millionenheer von Proletariern entstanden: Menschen, die in den aus Ackerböden und Wiesen gestampften Fabriken arbeiten und in den gleich daneben hingestellten dumpfen, armseligen Mietskasernen leben müssen. Diese neue Klasse stellt nicht nur die Monarchie infrage, sondern auch ihre Ausbeuter.

Emil und Ida Kästner fühlen sich nicht als Proletarier, obwohl sie so leben und arbeiten. Kästners betrachten sich als Kleinbürger und versuchen alles, einen dementsprechenden Lebensstandard zu erreichen. Vor allem Ida Kästner stellt sich dem Erwerbskampf. Sie kommt aus einer Familie von tüchtigen Leuten. Bereits im Dreißigjährigen Krieg waren die Augustins Bäcker und verdienten gut daran, dass ihre Brötchen stets ein bisschen kleiner gerieten, als es die Vorschrift erlaubte. Später wurden die Augustins – wie auch Idas Brüder – Metzger und Pferdehändler und durch ihre Geschäftstüchtigkeit sehr wohlhabend. Ida und ihr Mann, der Lohnarbeiter Emil Kästner, sind die armen Verwandten. Darunter leidet die junge Frau – vor allem, als sie eines Tages schwanger wird. Fest

davon überzeugt, dass das Kind, das da in ihr heranwächst, ein Junge ist, will sie ihrem Sohn eine bessere Zukunft bieten. Und so wird mit Emil Erich Kästners Geburt auch Ida Augustin neu geboren ...

So weit die Legende, die der Sohn, zum Schutz des Rufs seiner Mutter, zu seinen Lebzeiten verbreitet. Erst 1982, acht Jahre nach Kästners Tod, wird der österreichische Kabarettist, Autor und Kästner-Schüler Werner Schneyder anlässlich einer kritischen Würdigung von Kästners Werk die Wahrheit über die Kästner'sche Familiengeschichte aufdecken.⁴ Tatsächlich ist nicht der ungeliebte Emil Kästner der Vater des Jungen, sondern der langjährige Hausarzt der Familie, Sanitätsrat Dr. Zimmermann. So hat es die Mutter dem Sohn eines Tages gebeichtet; so hat Kästner es später die Mutter seines Sohnes wissen lassen. Hinzuzufügen ist, dass Dr. Zimmermann Jude war. Eine brisante Tatsache, wenn man bedenkt, dass Kästner – obwohl bekannter Gegner des Naziregimes – die vollen zwölf Jahre Hitlerdiktatur im Herrschaftsbereich der Nazis blieb.

Ende des neunzehnten Jahrhunderts weiß man noch nicht, was vierzig Jahre später als »Rassenschande« ausgelegt werden wird. Ein uneheliches Kind, das gilt als Schande. Aber Ida Kästner bekommt kein »uneheliches« Kind; es gibt einen offiziellen Vater: Emil Kästner. Und der nimmt diese Rolle an, wird ein so guter Vater, wie es ihm möglich ist; streitet zeitweise sogar mit der Frau um

die Liebe dieses Sohnes. Ob Ida Kästner ihm je gestanden hat, dass er nicht der Vater ihres Erich ist, oder ob er es von Anfang an wusste, bleibt offen.

Den Vorurteilen ihrer Zeit gemäß hätte Ida Kästner wegen dieses »Fehltritts« zeitlebens ein schlechtes Gewissen haben müssen. Wenn sie es hatte, dann sicher nicht vor dem ungeliebten, von ihr verachteten Ehemann oder vor der Gesellschaft, von der sie nichts zu erwarten hatte, sondern einzig und allein vor ihrem Sohn. Würde sie diesem hübschen, intelligenten Kind eine würdige Mutter sein können? Würde sie ihm bieten können, was dem Sohn eines Sanitätsrats Dr. med. Zimmermann zustand? Sie versucht es, tut alles für den Sohn, lebt nur für ihn und durch ihn. Was bleibt dem kleinen Erich anderes übrig, als es ihr nachzutun?

»All ihre Liebe und Phantasie, ihren ganzen Fleiß, jede Minute und jeden Gedanken, ihre gesamte Existenz setzte sie fanatisch auf eine Karte, auf mich«, schreibt Kästner sechs Jahre nach ihrem Tod. Und: »Da sie die vollkommene Mutter sein wollte und war, gab es für mich ... keinen Zweifel: Ich mußte der vollkommene Sohn werden.«⁵

Es fällt dem Jungen nicht immer leicht, Ida Kästners Mustersohn zu sein. Doch er ist klug, erkennt früh seinen »Auftrag«, ihrem unglücklichen Leben einen Sinn zu geben, und nimmt diesen Auftrag an. Und so wird auch der später so beliebte und gerühmte Autor vor allem immer eines bleiben: Ida Kästners Sohn.

Diese Zukunft kann die junge Ida nicht erahnen, wenn

sie in den Wäschekorb neben ihrer Nähmaschine schaut, in dem nun ihr Sohn liegt. Doch sie erhofft sich ein besseres Leben für ihn, und dafür schuftet sie. Und der Junge lernt »früh, daß er nur durch den unmenschlichen Arbeitsaufwand seiner Mutter ... eine behütete Kindheit und Jugend hat«⁶, und fühlt sich der Mutter zeitlebens verpflichtet.

Die erste eigene Welt, die der kleine Erich für sich entdeckt, ist die der Königsbrücker Straße, in der er aufwächst und aus der er – gefühlsmäßig – bis an sein Lebensende nicht herauskommt. Noch zweimal ziehen Kästners in den Folgejahren um, doch immer bleibt es die Königsbrücker Straße, in der sie wohnen.

Diese Straße ist lang und hat dem kleinen Jungen viel zu bieten. Sie führt vom Neustädter Zentrum, dem Albertplatz, bis hin nach Klotzsche; beginnt hochherrschaftlich, wird kleinbürgerlich und durchquert ein Kasernenviertel. In der Nähe der Innenstadt gibt es vor den Häusern der besseren Leute Treppenaufgänge zu bestaunen, die mit Göttinnen und Nymphen aus Bronze und Marmor verziert sind; noch mehr aber imponieren dem kleinen Erich die dazugehörigen Vorgärten: Die Häuser, in denen er seine Kindheit erlebt, haben so etwas nicht.

»Mein Vorgarten war der Hinterhof, und die Teppichstange war mein Lindenbaum«, schreibt er später über seine Kindheit.⁷ Im Hinterhof spielen die Kinder, an der Teppichstange turnen sie herum. Haben sie Hunger, werfen ihre Mütter ihnen Brote herunter. Eine schöne Zeit,

wie Kästner findet. Dennoch: »Höfe und Teppichstangen sind etwas sehr Schönes ... Nur, Fliederbüsche und Holundersträucher sind auf andere und noch schönere Weise schön.«⁸

Seinen Kindheitstraum, den Vorgarten, wird Kästner nie verlieren. »Wir zogen tiefer, weil es mit uns bergauf ging«, berichtet er über die Umzüge seiner Eltern innerhalb ein und derselben Straße vom vierten Stock der Nummer 66 in den dritten Stock der Nummer 48 und weiter in den zweiten der Nummer 38. »Wir näherten uns den Häusern mit den Vorgärten, ohne sie zu erreichen.«⁹

Als er das schreibt, kann er vor seinem Haus einen eigenen weitläufigen Garten mit Wiese, Bäumen, Vögeln und kleinem Bach genießen. Dass seine Eltern nicht so viel Glück hatten, empfindet noch der alte Mann als ungerecht.

Die Häuser mit den Vorgärten bieten dem kleinen Erich aber noch anderen Anschauungsunterricht. Sobald er lesen kann, wird er die Schilder an den Hauseingängen studieren: *Betteln und Hausieren verboten!*, *Eingang nur für Herrschaften!*, *Vorsicht! Bissiger Hund* und *Bitte, Füße abstreichen*. Auch solche Schilder gibt es an den Häusern, in denen er zu Hause ist, nicht.

Das Kasernenviertel in seiner Straße wird für den jungen Kästner erst später Bedeutung bekommen. Wobei mit »Kasernen« nicht nur Militärkasernen gemeint sind. »Ob Schule, Kadettenanstalt, Lazarett oder Kirche, an der Peripherie dieser Stadt war jedes Gebäude eine Kaserne«, heißt es im *Fabian*.¹⁰ In einer dieser düsteren, dunkelro-

ten oder schwärzlich-grauen Schulkasernen verbringt der Schüler Erich Kästner einen Großteil seiner Kindheit, in einer der pompös gebauten Kirchenkasernen singt er im Chor mit, vor der Pionierkaserne wird der Achtzehnjährige mit umgehängtem Karabiner Wache stehen. Keine schönen Erinnerungen. Schöne Erinnerungen stellen sich für den erwachsenen Kästner nur ein, wenn er an die Mitte der Königsbrücker Straße zurückdenkt: an die Volksküche, die Volksbücherei, den Spielplatz, der im Winter zur Eisbahn wird, den Konsumverein, all die Bäckereien und Fleischereien, Gemüseläden, Kneipen, Papierläden, die Fahrradhandlung ... Es ist diese Klein- und Kleinstbürgerwelt, die ihn geprägt hat und die für ihn stets der einzige Ort bleiben wird, »wo echte menschliche Gefühle noch einen Platz haben«¹¹.

Ein Kindheitsbild, das der Erwachsene nie vergessen wird: wie er als Junge mit den Eltern abends in der Küche sitzt. Wie die Mutter kocht, der Vater still sinnierend seine Zigarre raucht und wie er, Mutters Erich, genauso still dabeisitzt und liest. Er liest ja, zu Ida Kästners Stolz, fast immer. Was er an Büchern, Zeitschriften, Prospekten, Gebrauchsanweisungen, Speisekarten, Kalendern oder Zeitungsfetzen in die Hand bekommt, verschlingt er. Ein Idyll, diese Küchenszene – doch nur auf den ersten Blick. Denn da drängen sich in den Erinnerungen des erwachsenen Mannes zwei kurze Sätze in den Vordergrund: »Ich las, als wäre es Atemholen. Als wär ich sonst erstickt.«¹²

Es ist die schweigsame Nicht-Ehe der Eltern, die dem

Jungen oft die Luft nimmt. Er kann davor nicht weglaufen, also flüchtet er sich in die Welt des gedruckten Wortes.

Ein anderes Bild, an das der Erwachsene sich erinnert: wie der kleine Erich im Treppenhaus mit seiner Ritterburg und Zinnsoldaten die Schlachten der Weltgeschichte nachspielt. Einen Jungen, der nicht gern mit Soldaten spielt, den gibt es nicht im kaiserlichen Deutschland. In seinem Kinderbuch *Der 35. Mai* wird sich der eingefleischte Antimilitarist Kästner Jahre später über diese Zinnsoldatenschlachten lustig machen und die (in den Schulbüchern gerühmten) Feldherren der großen Kriege zum Gespött freigeben. Jetzt ist er Kind seiner Zeit.

Liest Erich nicht und spielt er nicht, sitzt er gern auf dem Fensterbrett, träumt und späht in die armseligen Hinterhöfe hinab. Und dann ist er manchmal ganz weit fort aus Dresden-Neustadt ...

Ein letztes Kindheitsbild: Es gibt Streiks in der Stadt. Steine fliegen in die Gaslaternen der Königsbrücker Straße, berittene Gendarmerie schlägt mit gezogenen Säbeln auf Demonstranten ein. Der kleine Erich steht mit großen Augen am Fenster, bis ihn die weinende Mutter von diesem Anblick fortzerzt.

Er hat von dieser Szene nicht viel begriffen, doch er weiß nun, dass es so etwas gibt.